

KRITIK *Hörfunk*

Reality-Radio

„Mein Sohn, der Nazi, Szenen einer Familie aus Niederbayern“, Feature von Reinhard Schneider (SFB/ORB/WDR, SFB radio kultur, 13.1., 9.05–10.00 Uhr)

epd Nimmt man den Titel als Programm, kann dieses Feature nur verärgern. „Mein Sohn, der Nazi“ zielt marktschreierisch auf ein aktuelles Thema, die Ergänzung „Szenen einer Familie...“ backt schon kleinere Brötchen. Verständlich, dass den Autor dieser Zufall, dieser Kontrast, reizte: Auf einer Demo in Passau traf er Susanne, in der Gegendemo gegen Rechtsradikale. Sie zeigt auf einen davon und sagt: „Das ist mein Sohn.“

Was folgt, ist das Psychogramm einer Familie, die man sich verkorkster kaum vorstellen kann. Mutter Susanne, Simon (17 Jahre alt) und sein Stiefvater Franz gefangen in einem Wust von Hass, Frust, Wut, Verbitterung, Gewalt. Reinhard Schneider, der auch als Erzähler und Kommentator auftritt, hat per Mikro „häusliche“ Szenen eingefangen, Gebrüll, Beschimpfungen, Gespräche nahe am Schwachsinn, weil jeder für sich spricht, einem festen unzerstörbaren Muster folgt. War Hitler Halbjude, Bettler oder Bäcker? Was ist Kommunismus? Simon hat drei Lehrstelen abgebrochen, auch die vierte, verbunden mit Auszug aus der elterlichen Wohnung, geht schief.

Simon war früher linksradikal, der Vater eines Freundes, NPD-Mitglied, brachte ihn zu den Rechten. Logisch, Simon suchte die Provokation, ein Ventil für seinen Hass, links ist in diesem Sinn nicht mehr in, rechts bringt alle auf die Palme. Eine Frau von der Kripo wird zitiert mit den Worten, sie habe „noch nie ein so großes Kind nach Liebe schreien gesehen“. Simons Zimmer, eng wie eine Zelle, darin eine Nazi-Ecke, Waffen. Der Stiefvater, ein Prellbock zwischen Susanne und Simon, nennt seine Frau eine „Anstecherin“, die „stichelt“, wenn ihr Argumente fehlen. Was immer der Fall ist. Das Feature erweckt den Eindruck (siehe Titel), als sei Simon das Ärgernis. Doch wenn man dieser Mutter zuhört, packt einen schlicht das Grauen. Diese Frau, die zungenfertig in halben Sätzen halbgares Zeug schwafelt, die mehrmals übergangslos weint und sofort wieder im redseligen Fahrwasser ist, diese Pazifistin, die von sich sagt, dass sie sich politisch nicht auskennt, sagt über ihren Sohn: „Andere haben körperbehinderte Kinder, andere haben andere Kinder, ich hab so ein Kind.“

Ja, sie hat eine schlimme Ehe hinter sich: der Mann Säufer, ein brutaler Typ, Gewalt, Demütigungen – das ganze Spektrum. Verbal hat sie das wunderbar verarbeitet, als Krankenschwester kriegt man halt so einiges mit. Wie schwer die Geburt war (Saugglocke), wie das „Urvertrauen“ des Kindes dabei beschädigt wurde ... Wie der Terror im katholischen Kindergarten den nicht getauften Simon negativ formte ... Ja, um Himmels willen, fiel denn dem Autor nicht auf, wie schwer gestört diese Frau ist? Und wenn, warum richtet er seine Speerspitze nur gegen Simon?

Warum geht er nicht anderen Spuren nach und begnügt sich mit dem Hinweis, dass keiner über Simon sprechen will? Nicht die Schwester im Kindergarten, nicht die Lehrerin, nicht die Sozialarbeiterin. Ein Polizist aus Passau sei von seiner Dienststelle zum Schweigen gebracht worden, teilt Schneider mit. Eine Verschwörung? Gegen wen? Was will Schneider, indem er sein Mikro in diesen Familienhorror hängt, beweisen? Er reichert das Material an mit dem Gegröhle der üblichen Fascho-Sprüche von Simon und Konsorten. „Und als Skinhead hab ich irgendwie das absolut Rebelleische gehabt. Jetzt bin ich was“ – diesem Satz mit seiner fatalen Logik hätte Schneider besser zuhören und folgen sollen. Stattdessen wühlt er herum in zerrütteten Leuten, verschiebt Gewichte in modisch bequeme Richtungen, verpasst den Erklärungsansatz zum Problem, was Jugendliche nach rechts treibt.

Vorverurteilung auf der einen, Kritiklosigkeit auf der anderen Seite. Schneider und Susanne sprechen davon, dass Simon Hilfe braucht. Nur Simon? Mutter und Sohn, als sie zufällig vom Krebsstod des Vaters hören, sind sich in diesem Punkt einig: Sie hätte es gut gefunden, wenn er in sein Grab gespuckt hätte, er hätte gern ins Grab gepisst. Wenn sie was in der Zeitung liest über Daten der Neonazis, rennt Susanne in Simons Zimmer, schreit, auch wenn er schon schläft: „Du Nazischwein, du Nazischwein!“ Schneider nennt das „eingefahrene Eskalation zwischen Mutter und Sohn“. Punkt.

Die Vorstellung des Mikros über diesem Familientisch erweckt Übelkeit. Reality-Radio – den unappetitlichen nachmittäglichen Talkrunden erschreckend nahe.

Renate Stinn

Jagdszenen aus Niederbayern

Protokoll einer verlorenen Jugend: „Mein Sohn, der Nazi“ (WDR)

Mit Erklärungen des Phänomens „Skinhead“ sind wir momentan reichlich versorgt. Und das Schema des aus kapotten Familierverhältnissen stammenden, joblosen und frustrierten, womöglich vom Zusammenbruch eines Systems Entwurzelten, es geht uns fast wie von selbst über die Lippen. Da nimmt es nicht wunder, wenn neue Berichte von der Front draußen in den ostdeutschen Kleinstädten und auch im Westen Deutschlands bei vielen nur noch auf mäßiges Interesse stoßen. Die Frage muß erlaubt sein: Wie hoch ist der Erkenntnisgewinn wirklich, wenn dank beherrzter Sozialarbeiter-einsätze oder dienstvoller journalistischer Recherchen über Gebaren und Umfeld, Sprechweise, Biographie und Innenleben sogenannter Neonazis immer mehr zu erfahren ist, während die Flut unseliger Nachrichten über deren unbeirbares Auftreten doch nicht abbricht?

Nicht nur weil das Bemühen um Einfühlung in die Täterpsyche die Gedan-

ken an die Maltratierten manchmal verdrängen, macht es uns die Menge der an sich verdientvollen Berichte über Rechtsextreme in Radio und Fernsehen nicht leicht. In Reinhard Schneiders Radiofeature „Mein Sohn, der Nazi“ begegnet uns immerhin eine ungewöhnliche Blickrichtung. Wir treten ein in eine Wohnküche im Niederbayerischen, die, vom kleinen Unterschied abgesehen, daß hier nichts fiktiv, alles „echt“ ist, der Hölle gleicht, wie sie Strindberg, Fallhinder oder Sarah Kane krasser nicht hätten zeichnen können. Die Mutter, der sechzehnjährige Sohn und ein Stiefvater, der hilflos im Hintergrund bleibt, bilden das Personal. Zwischen Mutter und Sohn hat sich eine klassische Haßbeziehung aufgebaut, in der der trunksüchtige, gewalttätige und später zu beider Genugtuung verbliebene Vater zum Katalysator wird. „Er ist gezeugt worden, sicher nicht ein Akt der Liebe, sondern ein Akt des Egoismus“, sagt die Mutter in ihrem kraftvollen Dia-

lekt über den Sohn, und: „Ich konnte ihn nicht schützen vor dem Vater“, so erklärt sie das Unheil, das aus einer kaputten Familie heraus seinen Fortgang nimmt. Man kann sie beide verstehen: den Sohn, der vielleicht einmal Fragen hatte und nun stirb geworden ist in seinem Drog, es der Welt in seinem Bekentnis zum „Nationalen“ zu zeigen, und die Mutter, die, vom Leben beliebt, auf der anderen Seite steht, für „Nazis raus“ plädiert und sich dennoch schützen muß vor den Argumenten des Sohnes und den eigenen Zweifeln, an ihm recht gehandelt zu haben. Da fliegen, in Wortwechseln, die bis zu Vernichtungswünschen reichen, die Fetten, und mehrmals ist die meist stark erscheinende Mutter den Tränen nahe. Doch es sind eingefahrene Gleise, in denen sich das Duo bewegt. Und damit ist nicht der Schimmer einer Hoffnung in Sicht, obwohl die von der Mutter immer wieder beschworen wird. Am Ende hat der Jungnazi die Lehre geschmissen, die Wohnung verloren und zweimal mit der Polizei zu tun gehabt. Doch ist damit schon die Tragödie in Sicht? Wollen wir wirklich wissen, wie es mit diesem Menschen einmal ausgehen wird?

„Mein Sohn, der Nazi“ ist eine kläger Beitrag, dem es, obgleich er „nur“ Wirklichkeit abbildet, gelingt, Tiefen auszuloten und an existentielle Grenzen zu sto-

ßen. Und mit den bescheidenen Mitteln, ganz nahe am Geschehen zu sein, bewahrt das Radio wieder einmal seine Überlegenheit über das aufwendige Stromliniendesign vieler Fernsehdokumentationen. Dennoch: Wäre es nach den vielen über Gründe und Auftreten der Neonazis aufklärenden Sendungen nicht an der Zeit, einen Schritt weiterzugehen und sich auch in Radioanstalten Gedanken zu machen, wie mit dieser Gelb unserer Zeit umgegangen werden könnte? In Sendungen, die diesen trüben Gestalten weniger Höflichkeit als Ablehnung, das Gefühl der eigenen Würde entgegenbringen, meinetwegen auch den Spaß des Verulkens, der sie der Lächerlichkeit preisgibt? Die ganze Palette einer Souveränität also, die den zivilisierteren Umgang von Menschen mit ihrer gleichen auszeichnet und die doch allzuoft in den Tresoren einer Selbstverständlichkeit schlammert, über die zu viele Worte zu verlieren nicht opportun ist? Es brauchen ja nicht gleich Rezepte zu sein. Aber ein wenig mehr ermunternde Töne täten schon gut. Wie reich ist das Instrumentarium, die Schrecknisse unserer Zeit aufzuzeichnen. Und wie dürr offenbar das Vermögen, soziale Phantasie zu entwickeln, der sowohl Immunkräfte innewohnen wie auch die Lust, den anderen das Feld streitig zu machen.

CHRISTIAN DEUTSCHMANN

Garstige Wohnküche

Der SFB erhielt den „Prix Italia“ für Radiodokumentation

Für das Radiostück „Mein Sohn, der Nazi“ von Reinhard Schneider hatte die Feature-Redaktion von Radio Kultur des Berliner SFB den „Prix Italia“ in der Sparte Radiodokumentation erhalten. Die Auszeichnung in dem ältesten internationalen Rundfunkwettbewerb wurde dem Stück zuerkannt, weil hier „auf herausragende Weise eine Lebenssituation dargestellt“ werde, „die nicht nur für Länder relevant ist, in denen der Rechtsradikalismus wieder an Bedeutung gewinnt“. Über die konkrete Geschichte eines deutschen Neonazis und seiner ihm in Abwehr und Angst verbundenen Mutter hinaus gewinne der Beitrag, so die vom ungewöhnlichen Habitus der Sendung offensichtlich stark beeindruckte Jury, „die universelle Kraft einer griechischen Tragödie“.

Bereits bei ihrer ersten Ausstrahlung im Januar dieses Jahres fielen die akustischen „Szenen einer Familie in Niederbayern“ durch ihre ungewöhnliche Intensität auf. Unser Blick fällt in eine Wohnküche, die – vom kleinen Unterschied abgesehen, daß hier nichts fiktiv, alles „echt“ ist – der Hölle gleicht, wie sie Strindberg oder Sarah Kane kaum krasser hätte zeichnen können. Zwischen Mutter und Sohn hat sich eine Haßbeziehung aufgebaut, in der der trunksüchtige, gewalttätige und später zu beider Genugtuung verblichene Vater zum Katalysator wird. Vor dem Mikrofon wird ausgepackt, daß dem Zuhörer zuweilen Hören und Sehen vergeht. „Er ist gezeugt worden, sicher nicht ein Akt der Liebe, sondern ein Akt des Egoismus“, sagt die Mutter in ihrem kraftvollen Dialekt über den Sohn. Und: „Ich konnte ihn nicht schützen vor dem Vater.“ So erklärt sie das Unheil, das aus dem Schoß einer kaputten Familie seinen Fortgang nimmt. Man kann sie beide verstehen: den Sohn, der vielleicht einmal Fragen hatte und nun stur geworden ist in seinem Drang, es der

Welt mit seinem Bekenntnis zum „Nationalen“ zu zeigen; und die Mutter, die auf der anderen Seite steht, „Nazis raus!“ ruft und sich doch schützen muß vor den Argumenten des Sohnes. Wer Wettbewerbe dieses Zuschnitts kennt, kann sich gut vorstellen, warum die Wahl, sie erfolgte dazu noch einstimmig, auf diesen Beitrag fiel. Da geistert in den Debatten und den Gesprächen am Rande nämlich immer ein Ideal umher, dem „Mein Sohn, der Nazi“ recht gut entspricht: das des intensiv gearbeiteten und zugleich politisch korrekten Stücks. Auch wird den Rechtsradikalen nach wie vor eine Aufmerksamkeit geschenkt, wie man sie manch anderem Thema wünschen möchte, wie sie dieser Beitrag aber in der Tat verdient. Bereits zum vierten Mal ging der „Prix Italia“ an die Feature-Redaktion des SFB-Radios. Da ließ es sich Hörfunkdirektor Jens Wendlandt bei der Überreichung durch den Prix-Italia-Direktor Luciano Pinelli am Wochenende neben Lobesworten für den Autor nicht nehmen, von einem „Juwel“ zu sprechen, das man da im eigenen Hause habe. Aber auch außerhalb des SFB wird die Feature-Redaktion seit langem hoch geehrt und gilt als respektable Einrichtung des deutschen Hörfunks.

Von Programmreformen und immer wieder drohenden Kürzungen von Etat und Sendeplätzen gebeutelt, die Fusion mit dem Ostdeutschen Rundfunk Brandenburg vor Augen, deren Auswirkungen noch nicht im einzelnen absehbar sind, gehören hier allerdings Befürchtungen eines baldigen Niedergangs auch zum Alltag. Immerhin können sich Berliner Hörer momentan noch an drei wöchentlichen Feature-Terminen bei „Radio Kultur“ erfreuen. Vielleicht liegt es auch in der Macht von Preisen, daß sich an einem solchen Zustand so bald nichts ändert. CHRISTIAN DEUTSCHMANN